

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

41 (17.2.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 7

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 7.

Karlsruhe, Samstag den 17. Februar 1906.

26. Jahrgang.

## Heinrich Heine

im sozialistischen Vorkampf.

Zur fünfzigsten Wiederkehr von Heines Todestag. 1856 bis 17. Februar 1906.

(Nachdruck verboten.)

nur die von Kleinbürgerlicher Kultur erfüllte Masse, und die freilich, mit ihrer eingeschränkten Gebundenheit an nichterne materielle Ideale, mit ihrer idealen Einseitigkeit und ihrer Verstandeslosigkeit höheren geistigen Besitztümen und Bedürfnissen gegenüber stötte ihm nur ein Grauen ein, wenn er der Zukunft gedachte.

Er hat dieses Gefühl oft genug in Worten ausgeprägt, die jedem bürgerlichen Sozialisten ein Schmunzeln der Wonne abnötigen könnten. Er wußte aber, es sei nicht des Volkes Schuld, wenn es schmutzig, lässig und dumm sei; vielmehr wäre es, meint er, nicht schmutzig, wenn man öffentliche Bäder erbaut, nicht lässig, wenn es gehörig ernährt würde, nicht dumm, wenn es öffentlichen Unterricht erhalte. Und hat er schon dem Volke nicht geschmeichelt und sanft die Mut der Begeisterung für seine alten demokratischen Ideale in den kranken, verbitterten Tagen auch zu niedrigen, manchmal trübem Feuer, so hat ihn doch kein Schritt ins Lager der Reaktion gebracht. Er beugte sich der rationalistischen Logik einer ausgleichenden sozialen Gerechtigkeit. Kaum ein Jahr vor seinem Tode schrieb er die Worte: „Nur mit Schred und Grauen denke ich an die Epoche, wo diese finsternen Bilderstürmer zur Herrschaft gelangten: mit ihren schweißigen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind.“

Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann.“

Als der zwanzigjährige Lassalle in seiner Nähe auftauchte, fühlte er, daß eine neue Generation auf die Bühne zu treten begann und daß seine Zeit und er selbst zum alten Eisen sanken. Mit der Romantik wars endgiltig vorbei. An Warnbach von Enge, dem er Lassalle empfahl, schrieb er:

„Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenspielen und blauen Blumengerüchen, entsagten und stammten und waren doch vielleicht glücklicher als jene barten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegenzogen. Das tauende lächerliche Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Hobbekönig. Gätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Mittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. . . Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Gebammendienste geleistet — ja, wir haben sie zutage gefördert und erschredet. — Es geht uns wie dem armen Sühn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entfegen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!“

Seine hat so am besten selbst gesagt, was seine geschichtliche Bedeutung war: die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Gebammendienste geleistet! So war er der Mensch, einer gärenden, von Zuständen erfüllten Uebergangszeit, echt ein Mensch der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wie fern schon liegt uns die Zeit! Aber die russischen Ringe der Gegenwart können helfen, sie uns wieder etwas fühlbarer zu machen. Es gibt eine Menge Parallelen: von blutigen Judenweissen bis zur abgefeimtesten Polizeibrutalität, Zensurkinderrei und Kerkerwillkür! Wie der Jarrismus der Gegenwart die Macht besaß, deutsche Gerichte für sich arbeiten zu lassen, so mußten in den vierziger Jahren französische Richter für den König von Preußen arbeiten. Und ausgerechnet Heine, dessen freiwillige Verbannung schließlich zu einer wirklichen wurde, sollte diese Willkürreiche des preussischen Absolutismus spüren.

Er hat den Reingern nichts geschenkt: seine fürchterlichen Autentstreich, namentlich für preussische Rüdten bestimmt, wirken selbst noch an den Kindern der Betroffenen und werden wohl Striemen reihen bis ins dritte und vierte Glied. Die Revolution vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts lehrte das ehrfürchtige Kniebeugen vor den Göttern und Bögen mit überlieferter Macht vergessen; schließlich blieb nur die boshafte Ermasse als beste Antwort auf alle hohle Größe, und Heine hat dies Erbe der großen Revolution, das ihm wie keinem Zweiten zugefallen war, meisterhaft in Münze umgeschlagen.

Heines literarische Anfänge waren romantisch, aber neben der Romantik wuchs und gedieh in ihm der revolutionäre Rationalismus. In diesem Gediegen gestaltete sich seine geschichtliche Rolle: er wurde einer der mächtigsten Weiterwäler der großen Woge der Revolution, die ausgedient war, alten Staub, Mist und Schmutz einer modernden Kultur von der Menschheit herunterzuwälzen.

Die Macht des Heineschen Kämpferwortes ist in tiefer Seele echt: wir spüren sie heute noch. Das Wort ist nicht hohle Phrase geworden, es hat noch immer Fleisch, Mark, Blut. In Heines Wüchern geht ein aufspringendes Leben hin und her, frisch und mit starken Stößen, als

Fünfzig Jahre schon ruht Heinrich Heine droben auf dem Friedhof von Montmartre. Schlicht ist der Namenstein auf diesem schlicht umgitterten Grabe, aber wer den Weg zu dieser Stätte fand, der nie die Blumen sehen, dem drängt sich wohl, wenn er den ganzen Denker, Dichter und Menschen kennt, das unlagbare Gefühl von etwas Mächtigem auf, das sich unsichtbar und jede einzelne menschliche Greifbarkeit sprengend über diesem Fleckchen Erde erhebt. Heinrich Heine — das bedeutet den Jubelbegriff von etwas Geschichtlichem, das nicht zum wenigsten durch diesen Namen brennend, schmerzhaft, ringend lebendig erhalten wird. Es bedeutet das schönste Stück Zukunfts glauben der Vergangenheit, einen Kämpferglauben, der bis zu uns heraufsteigt und den wir selber zukunftsfröh weitertragen.

Seine und der Sozialismus, — in diesem Zeichen ist für uns dieser tote der Lebendigen einer. Am Beginn der sechziger Jahre erhob die proletarische Bewegung aller Länder, mit neuen Gedanken und geklärten Zielen gerüstet, stark wie nie zuvor, die rote Sturmflagge — Heine aber erlebte dies Ereignis nicht mehr, schon waren Jahre hingegangen, seit man seinen milden Leib in die Gruft senkte. Und doch, er hatte es erlebt, vorweg, wie ein scharfsichtiger Dichter, der mit geschärftem Empfinden den bewegten Kräften seiner Gegenwart ihren Zukunftsweiser besser abgulaufen vermag, als die große Masse derer, die klein und starr von Geist sind.

Seine hat die Vorgeschichte der modernen Arbeiterbewegung erlebt, er hat sie tatkräftig mitgekämpft, ein Schwert und eine Flamme im großen Streit um die höchsten Güter der Menschheit. Er war der Freund und Wassergänger unseres Karl Marx, und so auch der Freund unseres Lassalle. Und Lassalle war ihm das neue Geschlecht, dessen Energie er in dieser Augenblicksform verknüpfend heranzuwachsen sah. „Große Logiker“, die fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands“, das waren ihm „die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Kommunisten“, und er schrieb: „Diese Doktoren der Revolution und ihre mittellose entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innenwohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle anderen Parteien und ihre linkischen Vertreter sind tot, marodiert und wohl eingepfercht werden unter der Kuppel der Paulskirche zu Frankfurt. Ich spreche hier weder Wünsche noch Besagnisse aus; ich berichte Tatsachen und ich rede die Wahrheit!“

Als die Tragikomödie der Paulskirche das Bild des groß begonnenen Märzjahres verzerrte, war Heine schon ein kranker, dem Tode verfallener Mann. Die Februarrevolution hatte sich in seiner unmittelbaren Nähe abgepielt, aber er geriet nicht mehr in den vollen Strom der Ereignis. Worte von ihm aus dieser Zeit sind so überliefert: „Welch ein Unglück, solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müßen tot oder gesund sein!“ Aber wäre er gesund gewesen, die proletarischen Ereignisse des Februar und der Juni schlacht hätten ihm kaum ein anderes Urteil über diese große Zukunftsbewegung der Geschichte abgerungen, als es in ihm lebte.

In diesem Urteil steckt für unser heutiges Empfinden eine Zweipältigkeit: mit allem bürgerlichen Liberalismus hatte Heine gebrochen. Er sah bei den liberalen Wortführern keine Einheit des Denkens und Handelns, keine unverbrüchliche, unantastbare Ehrlichkeit der Ueberzeugung, sondern Enge über Enge, Beschränktheit des Gedankens und seine Höhe des Kulturwillens. Er aber wollte die Größe, menschliche Größe und sah doch von den Thronen bis in die Bürgerstuben hinab bloß ein Gedränge von menschlicher Kleinheit und Niedrigkeit. Wie geht beim Anblick dieser fatten Jugend und zahlungsunfähigen Moral sein Schrei: „O, daß ich große Raster sah, Verbrennen blutig kolossal!“ Und sein Napoleonstul — er hat sogar auf Louis Bonaparte Hoffnungen gesetzt — erklärt sich auch aus dieser Wirkung der überragenden Persönlichkeit jenes forschtigen Willensriesen. Alles was Liberalismus hieß, enttäuschte Heine, und so trieb ihn sein Suchen nach einem Denken und Fühlen von innerer Einheit und Größe, das ein Suchen nach neuer Religion war, dem Saint-Simonistischen Sozialismus zu, der just die Zeit seiner Blüte erlebte, als Heine nach Paris kam.

Der Saint-Simonismus erwartete die Erfüllung seines sozialistischen Ideals aus den Reichen und von den Mitteln der Herrschenden; der sozialistische Utopismus hatte den Weg zum Proletariat noch nicht gefunden. An Heines inneren Kämpfen aber erleben wir ein wichtiges Stück dieser Wegeberührung. Es blieb ihm keine Wahl: er mußte an die Zukunftsmacht des Sozialismus glauben, sie drängte sich ihm als geschichtliche Notwendigkeit auf. Zugleich aber grante ihm vor dem Gedanken, den Böbel als gesellschaftlichen Herrscher zu sehen. Darin war er blüherlich: in sein Empfinden hatte der große geschichtliche Entwicklungsgedanke noch nicht wandeln eingegriffen. Er kannte noch nicht den klaffenbewußten Proletarier von heute, empfand und erlebte noch nicht die menschenmelnden Einwirkungen wirtschaftlicher Entwicklungen. Er sah

das Alter und noch weniger auf die körperlichen Reize, aber er hoffte, bei seiner Frau jene Vornehmheit der Sitten und jene Anmut des Charakters zu finden, die ihm eigen ist und die er als die Grundlage des häuslichen Glücks ansieht. Will man ihn persönlich kennen lernen, so möge man nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr auf der Terrasse der Tuilerien zu promeneren belieben.“

Auch in Deutschland werden die Heirats-Annoncen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts immer häufiger. Ein sehr schwärmerischer Ton herrscht hier vor, und auf treue Gemütsart und liebevolle Gesinnung wird Wert gelegt. Die ungestümste und rüchhaltigste Form der Heirats-annonce wählte eine Amerikanerin vor etwa 10 Jahren:

„Bürger!“ so lautete die Anzeige, „könnt Ihr gleichgiltig bleiben, wenn Ihr vernehmt, daß Georgine Marc-Clarmann, eine gebildete, musikalische und häusliche Landmännin einen Gatten sucht? Beist euch, Bürger! Vorwärts, vorwärts! Macht ohne Furcht eure Anträge! Seitdem die Welt besteht, hat niemals ein schwachmütiges Herz eine Schöne zu erobern gewußt!“

Ueber die Erziehung des Rauchers schreibt Otto Ernst in einem Feuilleton der Wiener Neuen Freien Presse unter anderem: „Um die Seele einer Zigarre aufzuwecken, muß man sie recht anzünden und langsam ergrühen machen. Da gibt es Menschen, die eine Zigarre anzünden wie eine Talgkerze oder wie eine Kerze und dann brennen lassen, was brennt. Ob sie links oder rechts, oder oben oder unten schieß brennt, ob die Außenseite ganz bleibt, während das „innere Feuer“ schon auf der Zunge brennt, das ist ihnen alles gleich.“

Anderer Menschen gibt es, die sie so gründlich anzünden, daß sie fast bis zur Hälfte verbrennt, und die erhabensten Augenblide der Zigarre, ihre ersten, reinsten, jugendlichen Düste untergehen im Gestank des Streichholzes. Dann verassen sie über Dingen, die vermeintlich wichtiger sind als rauchen, zu ziehen, und die Zigarre wird zum Kohlenmeißel und entwickelt wirklich sehr giftige, Kopfschmerz verursachende, abscheulich riechende Kohlenstaub; plötzlich erwaht das flüchtige Adergaule, bis das Feuer und er beginnt zu ziehen wie zehn gepeitschte Adergaule, bis das Feuer an einer unglaublichen Stelle der Wand die Zigarre durchbricht und Wozu sich durch die Ausmalung solcher Gruel außen? Der Anblick solcher Barbareien schneidet ins Herz. Der Raucher von Erziehung zündet eine Zigarre genau so weit an, wie zum gleichmäßigen Weiterbrennen nötig ist, nicht weniger und nicht mehr. Und dann zieht er langsam und regelmäßig. Und wie Goethes Sanger, drückt er die Augen zu; denn das ist wahr: die ersten Liebfungen einer schönen Zigarre sind die zartesten, und ein Dankbarer genießt sie mit innerer, frommer Sammlung. Das ist der verbreitetste Fehler der Dilettanten, daß sie zu schnell rauchen, daß sie „paffen“ wie die Lokomotiven.“

Die Zigarren gleichen jenen vornehmen und zarten Frauen, die vor brutalen, stürmischen Anträgen sich rücken und verlegt zurückziehen und verschließen, und der langsamen, ehrfürchtigen Werbung alles gewöhren in stetig wachsendem Erglühen. Ja, das ist es: die Liebe, die im ersten Ansturm das Höchste verlangt und das Höchste gewährt, sie kann nur abnehmen; die langsam werdende und erworbene Seele wächst von Minute zu Minute. Gewiß, das erste Glied des Rauchers ist das zarteste und düftigste; aber die heißesten und herausfordendsten Geheimnisse enthält doch erst die voll entbrannte Zigarre, und wie die Liebe eines wahren Weibes mit einem wahren Herzen sich bleibt bis zum Schlusse, so währt der Zauber einer edlen und recht gerandeten Zigarre bis zum letzten Ende, gewisse schwere und allzu heftige Importen ausgenommen. „Langsam rauchen“, das ist gemeint, wenn man, einem Dilettanten eine Zigarre rauchend, hinzusetzt: „Die müssen Sie mit Verstand rauchen,“ eine Bedingung, die unbegreiflicherweise jeder zu erfüllen verpflichtet.“

Die glücklichen Eisenbahner. Vom Rhein wird der Frkf. Stg. geschrieben: In Nr. 41 der Frankfurter Zeitung — im Volksfreund in der Unterhaltungsbeilage Nr. 5 abgedruckt — ist „Ein Rostbruch auf den Eisenbahner“ enthalten, der mit Recht der Satire verfiel. Daß die Eisenbahner selbst viel bessere Verse zu machen verstehen, mögen die folgenden zeigen, die einer rheinischen Palmstrich-Zeitung entnommen sind:

„Die glücklichen Eisenbahner.“

Als sie nach Gehaltsverhöhung schrien  
Und als der Minister mal gnädig schien,  
Belamen sie . . . goldne Achselstücke.  
Da schwelgten sie jahrelang im Glücke.

Doch hat der Magen noch immer geknurrt,  
Sie haben wieder leise geknurrt —  
Num dürfen sie gar an Wintertagen  
Die Achselstücke auf dem Paletot tragen.

Dies wurde soeben defreieret.  
Die Eisenbahner sind wieder gerührt,  
Und nichts, rein gar nichts fehlt mehr zum Glücke:  
Ihr Man'el sogar hat Achselstücke!

Im nächsten Jahr der Haushalt knapp  
(Der Fleischpreis sinkt nicht wieder herab),  
Dann dürfen zu Haus sie an dienstfreien Tagen  
Die Achselstücke auf Schlaröden tragen.“

Humoristisches.

Ungenanne Auskunft. Fremder: „Wie weit ist es denn noch nach S., guter Mann?“ — Bauer: „Früher hob f ewwe als g'rechert, wenn t'awa Pfeife aus'radt g'hat hob, bin f dort g'wesen, aber jetzt — mit denne Altemeier — is weiter.“ (Weggendorfer Wätter.)

Nachdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

### Gesundheitspflege.

Errichtung von Schulapotheken. Die neueste Einrichtung auf dem Gebiete der Volksschule ist die Anlage von Schulapotheken. Die königliche Regierung in Oepeln richtete darüber an die Landräte und Magistrate der freisfreien Städte eine Verfügung, in der sie darauf hinweist, daß vom sanitären Standpunkte die Einrichtung von Schulapotheken, in denen Mittel für die erste Behandlung bei Unfällen und plötzlichen Erkrankungen von Schülern vorrätig sind, als zweckmäßig anzusehen sei. Die Verwaltung der Schulapotheken erfolgt durch die Lehrer. Auf diese Einrichtung sollen die Schulvorstände und Schulunterhaltungspflichtigen aufmerksam gemacht werden. Vor Einrichtung der Schulapotheken ist der Schulaufsichtsbehörde Anzeige zu erstatten unter Angabe der Arzneimittel und sonstigen Stoffe und Gegenstände, die vorrätig gehalten werden sollen. Eine gelegentliche Revision dieser Apotheken wird durch die Kreisärzte erfolgen, die von der Einrichtung in Kenntnis zu setzen sind, sobald hierzu behördlicherseits die Genehmigung erteilt ist. — So melden die Zeitungen.

Eine höchst bemerkende Einrichtung! Mo Lehrer, Laien und als Hüter des medizinischen „Heilsschages“ doch „Surpüschter“, werden berufen, Apotheken zu verwalten, d. h. die darin aufgehobenen Güte nach Zuhilfenahme von verabsolvierten! Die Amtsärzte sollen nur gelegentlich „revidieren“, aber was? Sollen sie alle Verordnungen und Rezepte nachprüfen? Die Maßregel ist gut gemeint, aber tatsächlich gefährlich. Gegenüber liegt die obliegende Pflicht der Lehrer, wenn sie sich mit allem Ernste der Naturwissenschaften widmen, wo sie selbst im Falle mangelhaften Wissens und Könnens weniger Schaden anzugucken im stande wären, alle Verbindnisse in den Weg. Warum mo! G darum — weil wir in S. den Heilsmitteln in einem „paritätischen“ Staate leben, in dem gleiches Recht für alle gilt.

### Allerlei.

Was eine moderne Frau nötig hat! Eine Leserin schreibt der Straßburger Post: Von einer Berliner Firma erhalte ich eben einen Katalog zugefandt. Er enthält sehr interessante Angaben über Toilettenartikel, mit der Versicherung, jede moderne Frau habe das nötig. Was denn?

Num: 1. Fir-Fir, geschlich geschütt, zur Erlangung lieblicher Körperfülle; 2. Lavendel-Komposition, geschlich geschütt, um die Hüfte fest zu gestalten; 3. Tee-Purin, geschlich geschütt, um schlaffe, graziöse Formen zu geben; 4. Waldpulver, geschlich geschütt, um die Haut stets glatt, zart, weich und weiß zu halten; 5. Wald- und Vademulder, geschlich geschütt, um dem Körper einen seinen leichten Duft zu verleihen; 6. Toilette-Essig, geschlich geschütt, um den Körper wunderbar zu erfrischen; 7. Rouge-Feuere, geschlich geschütt, um der Haut einen zarten, natürlichen, nicht abweisbaren rotenhauch zu verleihen; 8. Sommerproffen-Creme, geschlich geschütt, um Sommerproffen-Wasser, geschlich geschütt; 9. Nero, geschlich geschütt, um die Augenbrauen und Wimpern unschädlich und haltbar zu färben; 10. Toilette-Wuber, geschlich geschütt, um dem Teint Schutz bei kalter und heiser Witterung zu verleihen; 11. Lippenrot, geschlich geschütt, um die Farbe der Lippen zu einer feinsten Schönheit zu machen; 12. Kalka-Divina, geschlich geschütt, getaucht den Teint frisch und blühend, wie der eines Kindes; 13. Kosmetisches Papier, geschlich geschütt, zum Trocknen und Abwischen der Haut bei Transpiration; 14. Augen-Creme, geschlich geschütt, macht alle Hautfehler vollkommen unsichtbar; 15. Nagel-Email, geschlich geschütt, gibt den Nägeln zauberhaften Glanz; 16. Augenbrauenfett, geschlich geschütt, verleiht Schwung und Glanz und befördert das Wachstum; 17. Amolin, geschlich geschütt, verleiht jegliche Nasenröte; 18. Kinbinde, geschlich geschütt, befeuchtet unter Garantie das Doppelfinn, hebt die gekunkelten Mundwinkel; 19. Stirnbinde, geschlich geschütt, aus Bepfirsleber und Battsil, macht die Stirn blendend weiß, gibt den Augenbrauen eine schöne Form und . . . . . „Sinnellkreuzdommerwettermillionschokkombombendranatenelement“, rief da mein Mann, dem ich den Katalog vorgelesen hatte, „schmeiß das Zeug ins Feuer, sonst werde ich verrückt! Wer soll das Zeug denn bezahlen? Glaubst der Kerl etwa, ein Hauptmann mit vier Kindern werde vom Kaiser Staat so bezahlt, daß er seine Frau dergleichen Schnidtschnad treiben lassen kann? Ans Feuer mit dem Zeug!“

„Aber Männe“, sagte ich, „es steht ausdrücklich da geschrieben, daß jede moderne Frau das haben muß!“ — „Nun, da sei du gefälligst eine unmoderne Frau!“

Die Sitte der Heirats-Annoncen. Hierüber plaudert Henri d'Amers in der Revue Hebdomadaire. Weit reicht sie in vergangene Zeiten zurück und schon im 17. Jahrhundert fand man in öffentlichen Orten, an denen die Schaupiele, Komerte und Wälle, die Adressen von Kaufleuten und Händlern angezeigt wurden, auch Namen, Vermögen und Stand der Herren und Damen, die sich verheiraten wollten“, angehängt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden in Frankreich die Heirats-Annoncen gang und gäbe. Oft fand man da den Wunsch eines Bürgers ausgedrückt, der sich durch die „süßen Beseln Hymnen“ mit einer Bürgerin verbinden wollte. Die Annoncen wurden sogar zu einem Spiegelbild der Sitten und der Verhältnisse, indem viele durch die Revolution ruinierte Adelige auf diese Weise ein bescheidenes Glüd zu erlangen bestien. So lautet eine Anzeige in der Gazette de France vom 22. Februar 1812:

„Herr von 36 Jahren, fünf Fuß sieben Zoll groß, Liebhaber der Musik und Inhaber einer der schönsten Baritonstimmen, die man hören kann, entpflissen aus dem Geschlecht der alten Grafen von Toulouse, vor der Revolution Besitzer eines ungeheuren Vermögens, wünscht sein Schicksal mit dem einer Witwe zu verbinden, die in dem friedlichen Genuß einer Rente von 50 000 Francs sich befindet. Er sieht nicht auf

atmete es Luft der Gegenwart, mag immer auch mit dem Hinfinken engerer zeitlicher Ziele manches Blatt seiner mittelbaren Wirkung verlustig gegangen sein. Von Günst und Groll sind die Werke umfressen, als hätte des Dichters Hand sie jetzt heute in die kämpfende Menschheit geworfen. Wir wissen zu würdigen, was Heinrich Heine als Kinder feinsten feistlicher Regungen diderotisch Großes schuf, aber heute, scheint uns, fordert die Zeit, zu hören und zu wissen, wie seine Seele antwortete in den erregten Stunden, die angefüllt waren vom Bewußtsein sozialer Witternis, den Stunden, die nach beständigem Kampf begehrten, weil der ganze Mensch in seinen Tiefen empört aufgewühlt erbeite, den Stunden, in denen der nach Befreiung drängende neuzeitliche Menschengedanke in heilig-rottem Loben starke Flammen himmeln warf. Ein Dichter und ein Kämpfer, zugleich ein Sänger und ein Held — so lebte Heinrich Heine seiner Zeit, und so muß sein Bild weiterleben, wenn es echt sein und echt wirken soll. Nicht das Bild, das bürgerliche Sentimentalität von Heine geschaffen, hat ganzen Werke fähig und zu preisen wagen und so nicht nur sein Gedächtnis die Ehre, denn auch in seiner Matragengruft ist Heine ein Kämpfer geblieben, wie sehr auch die furchtbaren den Körper zermürbenden Leiden den kämpferischen Glaubensflug von ehemals ermatten ließen. Das Bild, das wir kennen und halten wollen, soll mit hellen, gradaus zudenden Augen verkünden: Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme!

Die Geschichte läßt diesem Dichter den verdienten Kranz in höchst sinnvoller Weise reichen: Heine glaubte an die Zukunft des Sozialismus, aber dessen Träger schloß ihm um der Kultur willen Schreden ein, und nun sind just die Sozialisten die einzigen, die das Beste an ihm und seinem ganzen Werke fühlen und preisen wagen und so nicht nur sein Gedächtnis, sondern die Kraft seiner Lebensarbeit urlebendig halten. D.

**Baudelaire über Heine.**

Zu den zeitgenössischen Verehrern Heines, der in Paris auch auf das französische Schrifttum einen bedeutenden Einfluß ausübte, gehörte der ihm in manchen Stimmungen verwandte Baudelaire, der originelle Kritiker des Elends. Im Gil Blas wird jetzt von Crezet ein Brief veröffentlicht, der dieser Heineverehrung Baudelaire's sehr drastischen Ausdruck gibt. Der Brief war an den einst hochangesehenen Kritiker Jules Janin gerichtet, der über Heine neun Jahre nach dessen Tode in der Independance einen böartigen Aufsatz veröffentlicht hatte. Baudelaire vermahnt sich voll Ingrimm gegen die Auffassung, daß Heine ein leichtmütiger und trübseligster Boet gewesen sei, er, dessen Küsse selbst noch Bißte waren, und der alles Leid der Welt bis auf die Neige ausgekostet hatte:

„Was alle die Bitate von kleinen französischen Niedlichkeiten anbeißt“, schreibt er dem Kritiker, „die Sie mit der Poësie Heines, Byrons und Shakspere's vergleichen, so macht das den Eindruck, wie wenn man den säuselnden Ton einer Niccoloflöte mit einem mächtigen Orchester vergleiche. Nicht eine ist unter den Bemerkungen Heines, die Sie zitieren, die nicht hoch über allen den Schäfereien und Spielerien stände, die Sie bewundern.“

Janin hatte es gewagt, es für richtig zu finden, daß der große Dichter kein feierliches Begräbnis erhalten habe. Baudelaire antwortete: „Ich bin neugierig, ob Sie wirklich dessen ganz sicher sind, daß ein „schönes Begräbnis“ ein Beweis für das Genie und die Antständigkeit des Verdienten ist. Ich glaube vielmehr im Gegenteil, daß meistens Schurken und Dummköpfe ein „schönes Begräbnis“ erhalten.“ „Verehrter Herr“, fährt er fort, „wenn ich Ihnen die volle Schale des Jorns, den Sie in mir durch Ihren verdienst Artikel entflammt haben, zu kosten geben wollte, dann müßte ich zum mindesten 50 Seiten schreiben, aber ich würde Ihnen dann beweisen, daß ganz im Gegensatz zu Ihrer Ansicht unser armes Frankreich heute (1865) nur sehr wenige Dichter hat und nicht einen einzigen, den es Henri Heine entgegenstellen könnte.“

Aber Sie lieben nicht die Wahrheit, Sie lieben nicht die Gerechtigkeit, nicht die Schönheit eines Rhythmus und eines Reims; und all das ist erforderlich, um über einen Dichter ein Urteil zu fällen. Es ist so früh, auf den Kopfkissen der „allgemeinen Meinung“ zu schlafen.

**Roter Karneval.**

(Nachdruck verboten.)

Dort, wo der Vater Rhein einen zärtlichen Ellenbogen um den Schwarzwald herum macht, liegt ein herrliches Stück Deutschland. Der Katholizismus ist dort gemildert durch die niederösterreichischen Traditionen des josephinischen Zeitalters, und der Protestantismus tritt deshalb nicht mit der Härte auf, die er in seine norddeutsche Wiege gelegt bekommen. Feinere volkliche Zustände, etwas Temperament von den gallischen Nachbarn und die allzu ernster Lebensanschauung entgegenarbeitenden badischen Weine haben zur Entwicklung eines Volkscharakters beigetragen, der für Faschnachtsstimmungen kein ungünstiger Boden ist. Bei der von Dreifönig, dem 6. Januar, bis Aschermittwoch, diesmal dem 28. Febr., herrschenden Narrenfreiheit läuft natürlich viel Spießerlei und alkoholfeliger Stumpfhumor mit unter. Aber selbst, wo derbe Sinnlichkeit sich auslebt, geschieht das nicht auf die gemüßlose Art des Großstadtkarnevals; es liegt immer noch ein Stückchen Poësie mit drin. Ganz wird der Geist Peter Hebel's oder Hans Thomas' nie verisucht. Daß aber solcher Geist gerade nicht zerfließend wirkt und sich eher wie ein rofaroter Nebel über die Klammern gesellschaftlicher Gegensätze legt, das hat die sozialdemokratische Partei Badens auch schon gemerkt und übrigens vom Norden her schon so oft zu hören bekommen, daß dieses doch eben auch nur mit materialistischer Geschichtsauffassung

Wissen Sie auch, daß Sie zu leichtsinnig von Byron sprechen? Er hatte Ihre Eigenschaften und Ihre Fehler: eine große Weitschweifigkeit, Geschwätzigkeit und Improvisationslust, aber er hatte auch das, was die Dichter macht: eine diabolische Persönlichkeit.“

**Aus Heine's Buch der Lieder.**

**Das Eigentum.**

Nach den Gütern dieser Erde  
Greifen alle um die Wette,  
Und das ist ein ewiges Kaufen,  
Und ein jeder sticht für sich!

Ja, das Erb der Gesamtheit  
Wird dem Einzelnen zur Beute,  
Und von Rechten des Besten  
Spricht er dann, von Eigentum!

Eigentum! Recht des Besten!  
O des Diebstahls! O der Lüge!  
Solch Gemisch von List und Unsinne  
Konnte nur der Mensch erfinden.

Keine Eigentümer schuf  
Die Natur, denn tauchenlos,  
Ohne Taschen in den Fellen,  
Kommen wir zur Welt, wir alle.

Keinem von uns allen wurden  
Angeboren solche Sachen,  
Und von Rechten des Besten  
Um den Diebstahl zu verbergen.

Nur der Mensch, das glatte Wesen,  
Das mit fremder Wolle künstlich  
Sich bekleidet, wußt' auch künstlich  
Sich mit Taschen zu versorgen.

Eine Tazsche! Unnatürlich  
Ist sie, wie das Eigentum,  
Wie die Rechte des Besten —  
Taschendiebe sind die Menschen!

**Die Wanderratten.**

Es gibt zwei Sorten Ratten:  
Die hungrigen und die fatten.  
Die fatten bleiben ruhig zu Haus,  
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,  
Ganz ohne Klaffen und Weilen,  
Gradaus in ihrem grimmigem Lauf,  
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie kinnern wohl über die Höhen,  
Sie schwimmen wohl durch die Seen;  
Vor manche ersäuft oder bricht das Genick,  
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Rätze  
Vor stürzender Schnauze;  
Sie tragen die Köpfe gelehrt egal,  
Ganz radikal, ganz rattenläh.

Die radikalste Ratte  
Weiß nichts von einem Gotte,  
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,  
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenkaufen,  
Er will nur freuen und kaufen,  
Er denkt nicht, während er kauft und frisst,  
Daß unsere Seele unsterblich ist.

So eine milde Raze,  
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Raze;  
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld  
Und wünscht auf's neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!  
Sie sind schon in der Raze.

Sie rücken heran, ich höre schon  
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,  
Sie sind schon vor den Toren!  
Der Bürgermeister und Senat,  
Sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerchaft greift zu den Waffen,  
Die Gloden läuten die Pfaffen,  
Gefährdet ist das Palladium  
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffen-  
gebete,  
Nicht hochwohlweise Staatsbedeckte,  
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfänder,  
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wort-  
gepinke  
Der abgelebten Redefanfäse,  
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,  
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Ragen Einzug finden  
Nur Suppenlogik mit Stübelgehirnen,  
Nur Argumente von Rinderbraten,  
Begleitet mit Göttinger Buchstaben.

Ein schweigender Stockfisch, in Dauter  
gejotten,  
Behaget den radikalen Rotten  
Viel besser als ein Wirabeau  
Und alle Redner seit Cicero.

völlig zu verlebende Kapitel flüchtig nicht mehr mit Straßreden gewürzt zu werden braucht. Außerdem ist dies alles vorbei, und wenn ich es in folgendem unternehme, einige Intimitäten aus den Wechselwirkungen zwischen dem Parteileben und der Faschnacht in Baden zu verraten, so geschieht das nur, weil alles das durch den Schlei der Zeit der Gegenwartskritik entrückt ist und nur noch die historische Weisheit zu erhalten hat. Das Zentrum der badischen Partei und der Narretei war lange Zeit ein mittelbadisches Städtchen; nennen wir es wieder das deutsche Selbnya. Es spielte in der 48er Revolution, der es ja an humoristischen Zügen auch nicht fehlte, eine große Rolle, hat überhaupt, was man Geschickte nennt, und noch bessere Weine, die besonders auch von den Parteibrahminen aus dem Norden, die sich auffällig oft nach Selbnya verirren, sehr, aber sehr geschätzt wurden. Daß die Parteileitung von Selbnya die Regie der Faschnacht inne hatte, war eine Art von verbrieftem Recht, das historisch nachweisbar war. Dieses Recht brachte natürlich auch schwere Pflichten mit sich, und so war es kein Wunder, daß z. B. ansichtslosvolle Reichstagsmandaturen in der Faschnachtszeit nicht übernommen werden konnten; was z. B. die Hannover im Jahre 1893 erfahren haben. Klagen der Parteigenossen des Landes über den allzu karnevalistischen Inhalt des Parteioorgans in den ersten zwei Monaten des Jahres regnete es auch oft, und es wurde einmal eine ganze Verjährung angezettelt, um die alljährliche Landes-

versammlung der Partei von ihrem historischen Datum, dem auf Faschnacht folgenden „Mittwoch“ mehr in die Faschnacht zu verlegen, um den Verhandlungen eine dem Ernst des Lebens entsprechendere Note zu verleihen.

Das waren die Schattenseiten jener innigen Vermählung zwischen Partei und Karneval in Selbnya.

Die Lichtseiten waren stärker und in dem Gefühl, auf dem richtigen Wege zu sein, haben die sozialdemokratischen Karnevalisten auch den Verstand nicht geseht, die Notwendigkeit der Faschnacht philosophisch nachzuweisen. Ihre Beweisführung war folgende:

Mit der Narretei ist es wie mit den Masern. Der Unterschied ist nur der, daß die Masern gewöhnlich nur einmal im Leben heraus müssen, während bei der Narretei dieser mehr seelische als körperliche Sekretionsprozeß einmal im Jahre vor sich gehen sollte. Kommen bei den kleinen Menschen die Masern nicht heraus, dann fressen und fränkeln sie wochenlang; und kommt die Narretei bei den Alten nicht einmal jährlich heraus, dann nagt schleichen der Griesgram an ihrer Seele und die Umgebung eines solchen Unglücklichen, bei dem das Sicherheitsventil der Faschnacht nicht richtig funktionierte, bekommt während 365 Tagen die Wahrheit des Wortes zu erfahren;

Wer an Faschnacht ist kein Narr,  
Der ist einer das ganze Jahr.

In der Naturgeschichte nennt man den Menschen homo sapiens, was zweifellos sehr schön gesagt ist; aber andererseits ist es Tatsache, daß der Mensch von der Vernunft allein nicht lebt. Von diesem Naturgesetz sind auch die Anhänger der vernünftigen Partei, der sozialdemokratischen, nicht entbunden. Das Uebermaß von Vernunft ist ein Verbrechen am Geiste der Menschheit. Und da die Tatsache feststeht, daß die Narretei einmal zu den entweder im Verborgenen wuchernden oder am hellen Tageslicht blühenden Eigenschaften der Eidenäthe gehört, so ist es am besten, man macht aus der Not eine Tugend, tritt dem Teufel auf den Schwanz und betreibt während einiger Tage im Jahre mit Absicht und Vorbedacht systematischen Unsinns und wohlüberlegten Wöhsinns.

So die Beweisführung der roten Selbnyaer. Kann man mehr Weisheit mit Verschwendung vereinen?

Die karnevalistischen Aufführungen, die eine lange Zeit unter Leitung der Selbnyaer Sozialdemokraten stattfanden, waren übrigens künstlerisch sehr hochstehende Volksfestspiele im besten Sinne des Wortes. Die Texte waren oft dichterische Leistungen, und die Stoffe, die meist kulturhistorischen Quellen entnommen waren, wurden nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Humors behandelt. Künstler zeichnen die Kostüme, und auch der musikalische Teil lag in den Händen von Fachleuten. Allerdings konnte nirgends in Deutschland als in Selbnya es sich ereignen, daß der literarische Leiter des Faschnachtspiels ein sozialdemokratischer Abgeordneter und der musikalische Leiter ein königlich preussischer Musikdirektor mit seiner Militärtafel war. Die Eintrittspreise zu den Vorstellungen schwankten zwischen 50 Pfennig und 3 Mk. Mit wenig Ausnahmen wurden den Mitwirkenden — oft weit über hundert — unter demen sich einige vorzügliche Eingekaufte befanden, die Kostüme bezahlt. Allerlei Umstände haben dazu beigetragen, daß diese Faschnachtsspiele in Selbnya, die weit über dem Niveau gewöhnlicher Karnevalsaufführungen standen, aufgegeben wurden. Aber sie sind ein wirkliches Stück Volkskunst gewesen, in der allemal ein Stück alemannischer Lebensbeiertheit blühte.

**Unfreiwilliger Humor in Grabchriften.**

In einer der letzten Sitzungen des Vereins für Volkskunde in Berlin sprach Fräulein Elisabeth Lemke über diesen Gegenstand. Einige der von ihr gesammelten Inschriften von Grabsteinen und Marmorplatten mögen hier wiedergegeben sein. In München widmete ein Chemann seiner verstorbenen Frau die Worte:

„Tränen können sie nicht mehr lebendig machen; darum meine ich.“  
Eine Wiener Inschrift lautete:  
„Hier unter diesem Leichenstein  
Ruhet eine Jungfrau: Rosa Klein;  
Sie suchte lang vergebens einen Mann,  
Zulezt nahm sie der Lotengraber an.“

Einer wohl im Jnn Ertrunkenen schrieb man auf Grab:  
„Hier ist ertrunken Anna Lentner,  
Sie moq mehr als dritthalb Jentner,  
Gott geb ihr in der Ewigkeit  
Nach ihrem Gewicht die Seligkeit.“

Am Berg Igel meldet eine Inschrift:  
„Hier liegt Elias Gfahr,  
Geftorben im 60. Jahr.  
Kann hat er das Licht der Welt erblickt,  
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.“

Im Passeyer Tale heißt es auf einem Steine am Wege nach Solthaus:  
„Durch einen Ochsenloß  
Kam ich in des Himmels Schoß.“

Ein in der Stubai verunglückter Fuhrmann erhielt den Nachruf:  
„Der Weg in die Ewigkeit  
Ist doch gar nicht weit,  
Um 7 Uhr fuhr er fort,  
Um 8 Uhr war er dort.“

Auf einem Kirchhof in der Mark Brandenburg bezeichnet das Grab eines beim Baumfällen verunglückten Arbeiters eine Tafel mit folgenden Worten:  
„Bergnügt und ohne Sorgen  
Ging er am frühen Morgen  
Auf seine Arbeit aus,  
Da traf ihn eine Eiche,  
Und ach, als tote Leiche  
Kam abends er betäubt nach Haus.“

Der Arbeiter muß also robuster gewesen sein als jener Schneider in Rangensalza, dem man aufs Grab schrieb:

„Es liegt hier unter diesem Stein  
Ein magres, dürrer Schneidermüß,  
Und stehen einst die Loten auf,  
So hilf ihm, lieber Gott heraus,  
Und reich ihm deine starke Hand,  
Denn er allein ist's nicht imstand.“

In Heinrichshofen bei Landsberg a. L. wurde der Ortsgeistliche öfter um Verse für Grabchriften angegangen. Als das einmal wieder zu recht ungelegener Zeit geschah und der Pfarrer kurz erwiderte: „Ich hab jetzt toi Zeit, mach'n's Anna selbst ein, setzte sich der so Beschriebene stracks hin, diesem Winke zu folgen. Er brachte denn auch folgende Verse aufstunde, die dann auf dem Grabstein prunkten:

Hier in diesem Gräbelein  
Ruhet mein lieftes Anabelein.  
Sab's selbst gemacht und selbst erbacht,  
Dem Herrn Pfarrer zum Truz um Mitternacht.“

Mit Recht verdächtiger wirkt die Inschrift:  
„Hier ruht die ehr- und tugendfame Jungfrau Genowefa Boggenhuberin,  
Betrauert von ihrem einzigen Sohne.“

Einem Brauer schrieb man auf den Stein:  
„Christ, siehe still und bet' a bissl,  
Da liegt der Brauer Johann Rissl;  
Zu schwer fast muß er blühen hier;  
Er starb an selbigebrautem Bier.“

Und in Forndorf bei Siegen klagt die Gattin eines Försters:  
„Hier ruht im stillen grünen Grän  
Wein sel'ger Mann, der Förster Stein,  
Das Trinken ließ er nimmer sein;  
Er starb — Gott mög' es ihm verzeih'n —  
Aus reiner Lieb' zum Branntwein.“

**Aus allen Gebieten.**

**Medizinisches.**

Zur Blutstufen-Untersuchung. Von der hohen Wichtigkeit und Bedeutung nicht nur des Nachweises von Menschenblut an sich, sondern auch der wissenschaftlichen Würdigung der am Tatorte eines Verbrechens gefundenen Blutstufen geben zwei in neuester Zeit durch das Geständnis der wegen Mordes zum Tode verurteilten Verbrecher nachträglich klar gestellte Fälle einen auch weitere Kreise interessierenden drastischen Beweis. In beiden Fällen hat der durch seine Blutuntersuchungen durch die Gerichtschemiker Dr. Jeserich-Berlin an einer Zeit, als weder durch die Voruntersuchung, noch durch das Geständnis der Angeklagten oder durch Zeugenaussagen Anhaltspunkte über Ort und Art des Mordes gegeben waren, lediglich nach seiner Untersuchung aus der Form und Lage der Blutstufen folgernd, den Vorgang beim Mord genau bestimmt und ist dieser durch das spätere Geständnis vollständig bestätigt worden:

Im ersten Falle war die Dienstmagd Genes in Mannheim von dem Arbeiter Georg Veder im Ghzimmer ihrer Herrschaft in rohefter Weise erlragten worden. Gegen Veder sprach zunächst nur, daß er kurz vor der Tat in Gesellschaft der Ermordeten und in der Nähe des Mordhauses gesehen worden war. Er bestritt die Tat auf das allerentschiedenste. Es wurde Dr. Jeserich sofort nach dem Mord telegraphisch nach Mannheim berufen. Dort am Tatorte folgte er genau aus den Blutspürigen in dem Zimmer, an welchen Stellen die ersten Schläge gegen das Opfer geführt worden waren und wie es, aus der Tür stehend, an dieser aufzunehmengedrohen war und am Boden liegend, die letzten Schläge erhalten hatte.

Aus einem an der Wand gefundenen Abdruck konnte wiederum die Art der Mordwaffe erkannt werden. Schließlich führte Dr. J. aus Fingerabdrücken (Papillarien), die sich an der Tür befanden, den Nachweis, daß diese von den blutigen ersten beiden Fingern der linken Hand des Veder stammten. Der Verdächtige gestand nunmehr zunächst zu, am Tatorte gewesen zu sein. Nach seiner Verurteilung zum Tode durch das Schwurgericht in Mannheim gestand er dann weiter zu, die Tat allein und zwar genau in derselben Weise, wie sie von Dr. J. vorher beschriebenen worden war, ausgeführt zu haben.

Der zweite Fall lag so, daß bei einem zu Chrgan bei Ostrowo an dem Mißiger Ziliptal von einem gewissen Walczak verübten Mord zu nächst aus Zeugenaussagen und sonstigen Umständen als feststehend angenommen werden konnte, daß die Tat im Stalle des Walczak ausgeführt worden war. Aus mehreren an einem Wagenbrett gefundenen Blutstufen und -spürigen folgte Dr. J. jedoch im Gegensatz zu der ersten Annahme, daß Ziliptal am rechten Borderrad eines Wagens auf dem Sofe erlragten sein müsse. Nach dem hierauf gebrochenden Todesurteil und nachdem die gegen dasselbe eingelegte Revision vom Reichsgericht verworfen war, legte auch hier der Verurteilte ein offenes Geständnis ab und erklärte, daß er tatsächlich den Ziliptal nicht im Stalle, sondern am rechten Borderrad des Wagens auf dem Sofe ermordet habe.